Nr. 460. 40. Jahrgang. Abend-Ausgabe. Sonnabend, 9. September 1911

Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Luise.

„Wenn einer eine Reise tut, dann kann er was erzählen", sagt der gute alte „Wandsbecker Bote" Mathias Claudius. Frau Tofelli, die einst Kronprinzessin Luise von Sachsen hieß, bestätigt die Wahrheit dieses Wortes. Sie hat eine lange und abwechslungsreiche, bisweilen auch recht mühselige Lebensreise hinter sich, und was sie jetzt davon in ihren Erinnerungen der Mitwelt erzählt, das ist zum mindesten wegen des Inhalts interessant, aber auch in der Form sehr lustig zu lesen. Diese Frau aus fürstlichem Geblüt hat etwas, das die Männer fesselt; vielleicht weil auch ihre eigenen Gedanken sich immer am liebsten um den Mann konzentrierten. Ob sie als kleine Prinzessin durch die Gärten des düstern Salzburger Schlosses strich und ihre Gouvernante durch ihre Extravaganzen entsetzte, ob sie als junge Dame nach einem Prinzen Umschau hielt, ob sie als sächsische Kronprinzessin ihre Schwiegereltern ärgerte, oder ob sie als Gräfin Montignoso und Frau Tofelli das Bohémeleben kennen zu lernen suchte, immer schien sie einen besonderen Zauber auf die Männerwelt auszuüben. Was sie auch gegen die Gesetze der Etikette und gegen die Gesetze der guten Sitte gefehlt haben mag, ein wenig denkt man bei ihr auch an das milde Wort: Ihr wird viel vergeben werden, denn sie hat viel geliebt.

Eine Zeitlang schien es, als sollte sie eine heroische Rolle zu spielen berufen sein. Zum mindesten haben ihre Befreiungsversuche aus den engen Banden höfischen Lebens selbst auf die Politik Sachsens, wenn nicht des ganzen Deutschen Reichs einen nicht geringen Einfluß ausgeübt. Auf ihre Flucht aus der sächsischen Ehe reagierte das sächsische Volk mit den Wahlen von 1903, die aus Sachsen ein „rotes Königreich" machten. Bis auf einen einzigen Wahlkreis wurden damals alle sächsischen Mandate von der Sozialdemokratie erobert. Daß die sächsische Regierung das nach preußischem Muster durchgeführte Dreiklassenwahlrecht preisgab, um es durch ein freilich sehr unzulängliches Pluralwahlrecht zu ersetzen, war die weitere Folge dieser roten Wahlen. Insofern hat Luise mehr politischen Einfluß ausgeübt, als ihr selbst wohl jemals erwünscht war.

Nur war sie selbst nichts weniger als heroisch veranlagt. Alle die schönen Betrachtungen, die bei Luisens Flucht aus dem Königshause über die Frau angestellt wurden, die frei sein will um jeden Preis, auch um den Preis des Verzichts auf die glänzendste äußere Stellung, knüpften sich an ein schwaches Weib. Luise wollte frei sein, weil sie sich langweilte, weil sie den Zwang der höfischen Etikette nicht ertragen konnte und weil ihr ein ungezügeltes, von wechselnden Neigungen diktiertes Leben lockender war als der Platz auf dem Throne. Ihre mütterlichen Instinkte waren wenig ausgebildet, ihre Teilnahme an den Geschicken des Volkes ging nicht über gelegentliche sentimentale Anwandlungen hinaus. Sie hätte mit jener französischen Prinzessin sprechen können: „Wenn die Leute kein Brot haben, weshalb essen sie dann nicht Kuchen?" So konnte es nicht ausbleiben, daß sie sich auch in der Wahl ihres Umganges, als sie frei geworden war, nicht besonders wählerisch zeigte. Irgendein Virtuos tat es ihr an, nicht weil er ein künstlerisches Genie war, sondern weil er die charakteristischen Züge hatte, die auch auf die Herzchen der jungen Mädchen aus dem Volk eine so seltsame Anziehungskraft ausüben. Das Temperament, die Phantasie und der natürliche Instinkt gingen nur zu leicht mit Luise durch, da sie leider nicht gelernt hatte, sich vom klaren Verstande zügeln zu lassen. Eine Märtyrerin ist Luise nie gewesen, weder als sie noch Kronprinzessin war, noch als sie sich ihr Schicksal selbst zu schmieden versuchte, mit Händchen, die, ach, nur allzu zart und schwach waren, das Leben zu meistern. Sie ist ein Weib, nehmt alles nur in allem.

Vielleicht übte sie gerade deshalb auf ihre Umgebung, nicht bloß auf Personen, die ihr näher traten, sondern auch auf die naiv empfindenden Massen des Volkes eine eigenartige Anziehung aus. Deshalb entbehren auch ihre Lebenserinnerungen nicht des prickelnden Reizes. Es ist sehr unterhaltend, zu lesen, wie die heranwachsende Prinzessin ihrer Erzieherin, ihren Eltern und Beichtvätern ein Schnippchen über das andere schlägt. Was pfäffische Erziehung, was höfische Etikette eigentlich besagen will, das lernt man aus diesen Memoiren mit greifbarer Deutlichkeit kennen. Und unwillkürlich hat man doch wieder Mitleid mit diesen Menschenpflänzchen, die im Schatten der goldenen Säle verkümmern müssen, denen der Beichtvater so bald schon die ästetische Moral mit plumpen Manieren aufzudrängen sucht, und die sich immer wie in einem großen Käfig fühlen. Auch auf die Art, wie über das Schicksal der Prinzessinnen bestimmt wird, erfährt man manche Einzelheiten, die nicht gerade geeignet sind, das höfische Leben als besonders reizvoll erscheinen zu lassen. Man versteht es bis zu einem gewissen Grade, daß Luise sich hinaussehnte aus den Fesseln einer engherzigen Konvention, aus der Aufsicht der Oberhofmeisterinnen; und man schmunzelt, wenn man hört, wie Luise sich, als Frau aus dem Volke verkleidet, auf den Olymp der Dresdener Oper begibt, um sich einmal das Schattenbild des Lebens von oben anzusehen.

Vor einem Kammerdiener gibt es keine Helden. Luise hat die Indiskretion einer Kammerfrau. Da nehmen dann die Züge von Personen, die sonst nur in großer Uniform, die Brust mit Orden übersät, vor die Oeffentlichkeit treten, bisweilen einen merkwürdigen Ausdruck an. Besonders die Tante Klementine von Koburg und die Brüder Philipp und Ferdinand von Koburg kommen sehr schlecht weg. Aber auch der sächsische Schwiegervater und noch so manche andere fürstliche Persönlichkeit erhält eine schlechte Note. Um so freundlicher berührt es, daß Luise den Gatten nach allem, was geschah, und nach allem, was sie selbst gegen ihn gefehlt hat, doch „das edelste Herz der Welt" nennt. Im ganzen aber wird man aus dieser Lebensreise einer irrenden Frau zu demselben Ergebnis kommen, zu dem der Herr Urian des „Wandsbecker Boten" kam, daß es überall, auch auf den Höhen der Menschheit, ist, wie in ihren Tiefen, und daß man überall Narrheit, Kleinlichkeit und satteres Behagen findet.

P. M.

*

Die Erzählungen der Frau Tofelli.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Paris, 9. September.

In den Memoiren der Prinzessin Luise, die der „Matin" veröffentlicht, taucht heute der Name ihres Feindes auf, der sie durch seine Intrigen von Dresden fortgetrieben habe. Gleich Zola beginnt Frau Tofelli mit den Worten: „J'accuse", und der Mann, den sie anklagt, ist Baron Georg v. Metzsch. Er war nach ihrer Darstellung zuerst der einzige, der ihr von allen Kavalieren des Dresdener Hofes durch Geist und Benehmen auffiel. 1897 aber erfolgte ein Bruch der freundlichen Beziehungen, über dessen Ursache aus der Geschichte der Prinzessin nicht recht klug zu werden ist. Nach ihrer Erzählung hat Metzsch in Norderney den damaligen Kronprinzen und seine Gattin zu einem Abendessen in einem Restaurant zweiten Ranges eingeladen. Der Tisch war nicht mit Blumen geschmückt, und zum Essen gab es nichts als einige Scheiben kalten Aufschnitts. Luise war tödlich beleidigt und rächte sich, indem sie etwas später Herrn v. Metzsch zu einem lukullischen Mahl einlud und ihm sagte: „So werde ich später alle meine Freunde bewirten. Für Sie aber, Exzellenz, werden an der politischen Tafel, der ich präsidiere, nur zwei dünne Scheiben kalten Schinkens bereitstehen." Ueber diese furchtbare Beleidigung hätte ein anderer Mensch gelacht; der Baron nahm sie aber nach Luisens Versicherung höchst tragisch. Seit dieser Zeit intrigierte und spionierte er. Luise erzählt ganze Schauergeschichten von Lakaien, die hinter den Vorhängen versteckt waren, und von nächtlichen Gängen durch die Gemächer des Schlosses. Das alles sieht aus wie (um im Bilde zu bleiben) ein etwas magerer kalter Aufschnitt. Das letzte Wort in der heutigen Veröffentlichung ist aber interessant. Es ist ein Name und heißt Giron. Von hier aus wird die Geschichte also etwas pikanter werden.

Die deutschen Gegenforderungen.

Mutmaßungen der französischen Presse.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Paris, 9. September.

Nach dem „Petit Parisien" war gestern abend am Quai d'Orsay noch keine Anzeige eingetroffen, daß Herr Cambon die deutschen Gegenvorschläge, oder wie der diplomatische Text es nennt, die deutschen „Bemerkungen" zu Frankreichs Marokkovorschlag erhalten habe. Dennoch wird der Inhalt dieser Vorschläge bereits eifrig kommentiert, und es zeigt sich an einigen Stellen die bereits vor einer Woche von uns vorausgesagte Abkühlung des bisherigen Optimismus. Die ruhigste Anschauung finden wir im „Petit Parisien", der sehr verständig schreibt: „Es ist anzunehmen, daß noch einige Wochen mit Verhandlungen vergehen werden, ohne daß aber aus dieser Verlängerung eine weitere Verschlimmerung der Beziehungen zu schließen ist. Die Angelegenheit ist aus der gefährlichen Periode heraus. Nur noch materielle Interessen sind im Spiel, Interessen, die sich ausgleichen können, da die Grundprinzipien des Abkommens von den beiden Parteien anerkannt worden sind." Erheblich anders lauten die Informationen, die Marcel Hutin für das „Echo de Paris" eingezogen hat. Danach ist der Eindruck in französischen Regierungskreisen schlecht gewesen. Ein anonymer Politiker hat gesagt: „Natürlich werden wir die Gegenvorschläge prüfen, aber was wir von ihnen bis jetzt wissen, zeigt schon, daß der Abstand zwischen den deutschen Wünschen und den französischen Möglichkeiten ungeheuer, beinahe unüberschreitbar ist. Es ist möglich, daß ein neuer Ministerrat zur Prüfung der Gegenvorschläge einberufen wird, nachdem sie zunächst vom Ministerpräsidenten, dem Minister des Auswärtigen und dem Kolonialminister geprüft worden sind. Die Würde, Festigkeit und Ruhe der französischen Presse geben der Regierung die kräftigste Unterstützung. Ihre Tage würden gezählt sein, wenn sie vom Parlament verlangte, einen Vertrag gutzuheißen, der gegen die nationale Ehre geht." Von der hier gerühmten Ruhe gibt eine redaktionelle Note des „Echo de Paris" ein Beispiel, die gleich über der Information Hutins steht. Die Regierung wird ermahnt, die deutschen Ansprüche zurückzuweisen und keinen Vertrag zu schließen, der für das Land eine Erniedrigung bedeuten würde. Nach zwei Monaten einer Komödie, in der jeder vom Kaiser bis zum Staatssekretär seine Rolle gespielt, versuchte Berlin, Frankreich einen Rückzug zuzumuten, der seine politische Stellung vor Europa kompromittieren müsse. Nach einem Vergleich Frankreichs mit dem unschuldigen Lamm, das von dem Wolf Deutschland bedroht wird, und nach der Versicherung, daß in der Stunde des Angriffs die Freunde Frankreich zur Seite stehen werden, folgt das bekannte ceterum censeo: „Die Mannschaften, deren Dienstzeit abgelaufen ist, müssen unter der Fahne behalten werden; es wäre ein Verbrechen gegen das Land, Frankreich ungewaffnet zu lassen." Diese überhitzten Worte zeigen den

Von blinden und tauben Pflanzen.

Von **Heinz Welten.** [Nachdruck verboten.]

Auch die Wissenschaft gibt den Pflanzen eine Seele. Das Seelenleben der Pflanze ist eine wissenschaftlich erwiesene Tatsache, sie haben Sinne gleich uns, und aus den Eindrücken, die die Sinne vermitteln, aus dem Sinnesleben resultiert das, was wir ein Seelenleben, eine Seele nennen.

Allein ihr Sinnesleben ist dem unsrigen nicht verwandt, sondern nur gleichwertig, angepaßt an die Verhältnisse, unter denen die Pflanzen leben müssen, Verhältnisse, die doch von den unsrigen gänzlich verschieden sind. Die Pflanzen können riechen, fühlen und schmecken, doch weder hören noch sehen.

Alle Pflanzen sind taub und blind. Das ist ganz selbstverständlich, aus Zweckmäßigkeitsgründen. Die Natur aber tut nichts anderes.

Daß die Pflanzen einen Sinn für das Gefühl besitzen, dürfte wohl allgemein bekannt sein. Wir alle haben schon von der Mimose gehört, die ihre Blätter zusammenklappt, ihre Zweige hängen läßt, wenn sie unsanft berührt wird. Wir kennen auch die Ranken des Weinstocks und die anderer Gewächse, jene Pflanzenarme, die wachsend suchen und tasten, bis sie einen festen Gegenstand gefunden haben, um den sie sich schlingen können. Wir haben ferner schon von den insektenfressenden Pflanzen gehört, dem Sonnentau, der Venusfliegenfalle und den anderen allen. Wenn ein Insekt sich auf ein von Drüsenhaaren besetztes Blatt des Sonnentaus niedersetzt, fühlt die Pflanze diese Berührung, die sie zu verschiedenen Handlungen veranlaßt. Die Drüsenhaare beugen sich über das Insekt und halten es fest. Sie scheiden eine Flüssigkeit aus und ertränken die Beute, bis zuletzt das Blatt zusammenklappt und den toten Tierkörper verzehrt. All diese Vorgänge aber wurden veranlaßt durch eine einzige Berührung, so daß der Pflanze das Gefühl hierfür füglich nicht abgesprochen werden kann. Die Pflanzen fühlen ferner die Kälte und Wärme gleich uns und wissen ihr zu begegnen, und noch tausend andere Beispiele ließen sich anführen als Beweis für das Gefühl der Pflanzen. Ob freilich die Empfindung, die durch den Gefühlsfinn ausgelöst wird, erst in ein Gehirn geleitet wird, wie bei den Menschen und Tieren — abgesehen von den niedrigsten Formen — und so durch Ueberlegung aus der Empfindung eine zweckmäßige Bewegung hervorgeht, das steht billig zu bezweifeln. Vermutlich wird die Empfindung, der „Reiz" auch hier, wie bei den niedrigsten Tierformen unmittelbar, automatisch in diese Bewegung umgesetzt. Gleichwohl aber bleibt das Resultat dasselbe, und das Gefühl der Pflanze ist ein Sinn, wie jeder andere.

Noch deutlicher tritt das Sinnesleben der Pflanze im Geruch und dem — ihm nahe verwandten Sinn — Geschmack zutage. Die Pflanzen benötigen des Wassers zum Leben. Ihre Wurzeln „riechen" es auf weite Entfernungen und wissen es zu finden. Parasitäre Pflanzen, deren Wurzeln auf denen bestimmter anderer Pflanzen schmarotzen, suchen diese im Erdreich auf. Die Orobanche, der Hanfwürger, ist solch ein ungebetener Kostgänger. Wenn Hanfpflanzen in seiner Nähe wachsen, werden seine Wurzeln stets den Weg zu jenen finden und sich da festsaugen.

Am besten aber kann man den Geschmacksinn mancher Pflanzen an den männlichen Sexualzellen, den Spermatozoiden studieren. Denn manche Spermatozoiden besitzen eine Vorliebe für bestimmte chemische Substanzen. Die Spermatozoiden der Farnkräuter lieben die Apfelsäure, die der Bärlappfamen Zitronensäure, die der Laubmoose Zucker. Man kann das Experiment unter dem Mikroskop beliebig oft machen; es wird nie versagen. Munter schwimmen im Wassertropfen, der ihnen ein Weltmeer ist, die Spermatozoiden herum. Das ist bei genügend scharfer Vergrößerung gut zu beobachten. Doch wenn man eine noch so geringe Menge der begehrten Speisen an den Wassertropfen bringt — Lösungen von 0,01 Prozent sind mehr als stark genug —, dann bewegen sich die Spermatozoiden schnell dorthin, um ihr Teil vom leckeren Male abzubekommen. Die Biologie der Farne, Moose und Bärlappgewächse gibt die Erklärung für die Vorliebe ihrer Spermatozoiden. Denn die Eizellen der betreffenden Pflanzen produzieren selbst die begehrten Speisen und locken mit ihnen die Freier an, deren Liebe anscheinend durch den Magen geht. Das aber soll bei anderen Lebewesen mitunter auch vorkommen.

Nur zwei Sinne scheinen der Pflanze zu fehlen, das Gehör und das Gesicht. Zwar vom Gesicht, dem Sinn für das Licht läßt sich das nicht ohne weiteres behaupten. Ohne Zweifel besitzt die Pflanze einen Sinn, der auf Lichtreize reagiert. Und dieser Sinn ist sogar sehr fein bei ihr ausgebildet, so daß er die geringsten Lichtschwankungen wahrzunehmen weiß. Er ist der wichtigste Sinn der Pflanze und für ihr Leben bestimmend, mehr denn jeder andere. Sie alle, die kleinen Kräuter und die großen Bäume leben ja nur durch das Licht, mit dessen Hilfe die Chlorophyllkörperchen in ihren Blättern die Kohlensäure der Luft zerlegen und sie mit dem Wasser, das die Wurzeln aus dem Boden aufnehmen, zusammen verarbeiten. Die Blätter wissen darum das Sonnenlicht wohl zu schätzen. Sie drehen und wenden sich, um so viel Sonnenstrahlen aufzufangen, als sie vermögen und ihnen bekömmlich sind. Die Blumen auch öffnen und schließen sich unter dem Einfluß der Sonnenstrahlen. Und selbst manche Pilze, die ja, da sie chlorophyllos sind, kein Sonnenlicht brauchen, suchen dennoch ihre Sporen ans Licht zu bringen. Wenn man den kleinen Pilobolus, der seine Sporen fortschleudert, in eine dunkle Schachtel sperrt, in die von einer Seite durch ein Loch das Sonnenlicht einfällt, dann wird er seine Sporen stets in diese Richtung werfen.

Einen Sinn, der den Lichtreiz aufzunehmen vermag, besitzen also die Pflanzen unstreitig. Nur die Bedeutung, die der Lichtsinn für uns hat, die hat er für die Pflanze nicht. Wir „sehen" mit Hilfe des Lichts, was um uns herum vorgeht. Das Bild unserer Umgebung wird auf die Netzhaut unseres Auges geworfen und tritt so in unser Bewußtsein. Die Pflanze aber weiß nichts von ihrer Umgebung; sie sieht nichts und hört nichts. Sie ist taub und blind, und das aus guten Gründen. Sie will gar nicht wissen, wie ihre Umgebung aussieht, da sie sie doch nicht zu ändern vermag und sie hat auch kein Interesse, an den Dingen, die um sie herum vorgehen. Die Natur ist eine sparsame Sachwalterin. Sie tut nur das Notwendige. Hören und Sehen aber ist für die Pflanze überflüssig. Die Tiere benötigen der Augen, um ihre Nahrung zu suchen. Die Pflanzen aber finden das Wasser in der Erde mit ihren Wurzeln, die im Boden der Augen ja doch entraten müßten, auch ohne diese. Und das andere ihr unentbehrliche Nährungsmittel, die Luft, umgibt sie von allen Seiten.

Die Tiere brauchen Auge und Ohr auch, um drohende Gefahren beizeiten zu erkennen und sich in Verteidigungszustand zu setzen. Auch dieser Grund fällt für die Pflanze weg, die immer gerüstet dasteht. Mit Stacheln, Dornen und Brennhaaren empfängt sie den Feind, und wo diese Waffen versagen, da würde es ihr auch wenig nützen, wenn sie rechtzeitig auf die drohende Gefahr aufmerksam gemacht würde. Denn der wirksamste Schutz aller Schwachen blieb ihr versagt: sie kann nicht weglaufen.

Freilich gibt es noch einen anderen, nicht weniger gewichtigen Grund für die Notwendigkeit des Gehörsinns. Der Hund spitzt nicht nur die Ohren, um beizeiten verdächtige Geräusche wahrzunehmen. Er nimmt mit ihnen auch andere Laute auf, die ihn interessieren. Wenn auch die Sprache der Tiere nur wenig ausgebildet ist und sich meist nur auf einige Laute beschränkt, so bleibt sie gleichwohl eine Sprache, mit Hilfe deren Mitteilungen gemacht werden können. Wie könnten die Wölfe in Rudeln jagen, die Zugvögel in Schwärmen davonziehen, die Tiere ihre Jungen unterweisen, wenn sie kein Mittel besäßen, sich miteinander zu verständigen?